

Paula Rahm-Roth

Dunkelheit

Dunkelheit umfing mich. Dunkelheit, die so unvermittelt hereingebrochen war, dass ich es nicht mehr geschafft hatte, zu schreien, zu rufen oder mich anderweitig bemerkbar zu machen.

Es war die schwärzeste Nacht, die ein Mensch sich vorzustellen vermag. Schwärzer als die Hölle. Schon bald hatte ich jedes Raumgefühl verloren. Nur mein Atem war zu hören, ein Atem, der in der Schwüle meines Gefängnisses bald zu einem Keuchen wurde. Zu einem Keuchen, mit dem ich krampfhaft gegen das Gefühl von Ersticken kämpfte.

Mühsam tastete ich nach meiner Tasche. Irgendwo vor mir musste sie sein. Zumindest glaubte ich, mich daran zu erinnern. Meine Finger tasteten über Wände, glatt, totenkalt; blieben an etwas Klebrigem hängen, fühlten, noch vorsichtiger, weiter.

Ich hockte in einer unbequemen Position und spürte, wie meine Beine einschliefen. Zuerst die Füße. Dann kroch das unangenehme Gefühl bis zu den Knien, breitete sich in den Oberschenkeln aus. Wie lange würde es dauern, bis ich mich gar nicht würde bewegen können?

Noch immer hatte ich meine Tasche nicht greifen können, jene lederne Freundin, deren Inhalt mir geholfen hätte.

Der Schweiß rann mir in die Augen, brennend wie die Salsa-Sauce. Und doch wagte ich es nicht, die Augen zu schließen. Aus Angst, sie nie wieder öffnen zu können.

Mikroskopisch kleine Gedankenteile schossen mir durch das Hirn. Seltsamerweise dachte ich nicht an die Menschen, an die ich in dieser Situation hätte denken müssen. Die mir – allein in meinen

Gedanken – Kraft und Hoffnung gegeben hätten. Ich dachte an ihn. Den Meister des perfekten Grauens. Den Meister der Angst. Ich hatte seit Jahren keine Geschichten von Edgar Allan Poe gelesen. Und doch fühlte ich mich wie in einer von ihnen. Zwar schwang über mir kein Pendel hin und her und kam bedrohlich auf mich zu. Doch was war mit der Grube? Ich meinte, inmitten der Schwüle von unten einen kalten Luftzug zu spüren. War das ein Hauch des Endgültigen? Und die Ratten bei E. A. Poe? Auf der noch immer tastenden Suche nach meiner Tasche berührte meine Hand etwas. Weich. Warm. Fell! Blitzartig zog ich die Hand zurück. Ich wagte nicht einmal mehr zu atmen.

Nur sehr langsam beruhigte ich mich, sofern in meiner Situation von beruhigen überhaupt die Rede sein konnte. Innerlich tausend Tode gestorben hockte ich da und wartete auf das Wunder der Erleuchtung, gern auch in 60 Watt.

Schritte. Nach einer Ewigkeit hörte ich Schritte. Nicht leichtfüßig huschend, nein, bedrohlich, dominant, hastig näherten sie sich.

Ein greller Lichtschein blendete mich. Ich blinzelte, um meine Augen an die so lange entbehrte Helligkeit zu gewöhnen. Unter größten körperlichen Anstrengungen gelang es mir aufzustehen. Die Wände rechts und links waren jetzt keine Bedrohung mehr, sondern boten mir eine Stütze, ohne die ich mich nicht auf meinen eingeschlafenen Beinen hätte halten können.

Neben mir waren Geräusche zu hören: Plätschern, Schnauben, leises Seufzen. Bekannte Geräusche und mir doch fremd, weil nicht von mir verursacht. Meine Beine gewannen ihre Sicherheit zurück. Ich brachte mich in Ordnung, nahm meine Tasche, diese Verräterin, die in der Dunkelheit nichts von ihrem Innenleben hatte preisgeben wollen und die damit hätte zu meiner Retterin werden können. Meine Handschuhe mit dem warmen weichen Fellbesatz steckte ich in die Jackentasche. Dann endlich verließ ich diesen Ort.

Draußen spülte ich mit warmem Wasser die Angst von meinen Händen und den Kaugummi, in den ich während des Herumtastens gegriffen hatte. Die Geräusche der anderen Person waren verstummt. Dafür war ein Rascheln zu hören, ein Rascheln, das wie eine Tageszeitung klang.

Aus meinem tiefsten Inneren kroch eine Idee hoch, klopfte an und fand nach kurzer Überlegung Einlass.

Ein unterdrücktes Stöhnen erfüllte den Raum. Und es kam nicht von mir. Ich drehte den Wasserhahn noch einmal weit auf und ließ das Wasser laut gurgelnd in den Abfluss rauschen.

Geräuschvoll öffnete ich die Tür, ging ein paar Schritte auf der Stelle und ließ die Tür ins Schloss fallen. Stand und lauschte mit angehaltenem Atem. Aus dem unterdrückten Stöhnen von eben wurde ein lustvoll-befreiendes, eins, das man nur von sich gibt, wenn man allein ist. Oder sich allein wähnt.

Langsam und genussvoll legte ich meinen Finger auf den Lichtschalter. Mit der anderen Hand öffnete ich die Tür einen Spalt und schob einen Fuß dazwischen. Ich konnte das Grinsen nicht verhindern, als ich auf den Schalter drückte, gleichzeitig durch den Türspalt hinaushuschte und den – erwähnte ich es schon? – fensterlosen Raum in völliger Dunkelheit zurückließ.

Ich hatte den Kelch weitergereicht. Mochte jetzt eine andere das Gleiche durchmachen wie ich. Allein und unbemerkt auf dem Damenklo des örtlichen Sportvereins.

urheberrechtlich geschützt